

Die Mann ohne Ehre [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636184>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Mann ohne EHRE

Roman
von
Lisa Wenger

2. Fortsetzung

Es war Sonntag. Im Hause Dubois wurde heute das Frühstück gemeinsam eingenommen. Auf einem kleinen Tischchen neben dem Hausherrn lagen Briefschaften, Zeitungen, Anzeigen, die er am Abend vorzulesen nicht Zeit gefunden. Er öffnete einen der Briefe und stiess plötzlich seinen Stuhl zurück. Frau und Tochter sahen auf. Der Vater sah erschrocken, ja wie verstört aus. Er legte den Brief weg, bis die Söhne ihrer Wege gegangen waren. Dann nahm er ihn wieder auf und las ihn.

«Herrgott, da schreibt mir der Mensch, dass er sich das Leben nehmen wolle — ja, ist er denn verrückt? Ich muss augenblicklich...»

«Wer? Wer?» riefen Frau Susanne und Beatrix. Er las die paar Worte. Seine Frau blieb unbeweglich und stumm. Nicht aber Beatrix. Sie war entrüstet.

«Papa, der nimmt sich das Leben nicht. Das tut er nicht. Leute, die das vorher so anzeigen, gleichsam ausposaunen, die nehmen sich das Leben nicht. Gerade so war es bei meiner Freundin — du weisst ja — die schrieb auch einen Abschiedsbrief. Und am Morgen fand sie ein Arbeiter auf dem Bruderholz unter einem Baum schlafend und brachte sie heim. Othmar tut es nicht, glaub' es mir. Er will schon, aber er kann nicht, denn er will eben doch nicht.»

«Ich fahre hin», sagte Dubois, «Ich will wenigstens nachsehen und nachfragen. Seine Wirtin wird ja wissen, ob er fort ist. Bei derartigen Entschlüssen spielt der augenblickliche Impuls eine grosse Rolle.» Er stand auf und tat wie er gesagt, liess seinen Kaffee stehen und ging.

Frau Susanna blieb erschüttert zurück. Sie konnte nicht verstehen, dass man derartiges anzeige, um es dann nicht auszuführen. Sie war wie gelähmt. Ist es unsere Schuld? fragte sie sich, wie man sich immer fragt in solchen Fällen. Sind es meine strengen Worte bei seinem Bekenntnis? Hätte ich schweigen sollen? Ist es um Beatrix' willen? Aber das ist unmöglich! Hätten wir anders gegen ihn sein sollen? Sie fragte ihre Tochter.

«Aber Liebste, Liebe, du warst ja der reine, Engel ihm gegenüber! Es sieht ihm ähnlich, glaube mir, das sieht ihm ähnlich. Er will Aufsehen erregen, man soll sich um ihn ängstigen. Er tut es nicht.» Aber sie war doch auch selbst unruhig, ging umher und schaute aus dem Fenster, ob der Vater fort sei und vielleicht schon Schauerliches erlebt habe. Im Grunde glaubte sie es aber nicht.

Dubois war mit beinahe wankenden Knien die Treppe zu Ruschts Zimmer hinan-

gestiegen. Unterwegs traf er mit der Vermieterin zusammen.

«Ist Herr Ruscht fort?» fragte er beklommen und hastig:

«Nein, so viel ich weiss nicht. Er steht immer spät auf, wenn er in der Nacht fort war. Seit einiger Zeit ist er freilich häuslicher geworden.»

Dubois dankte und ging noch eine Treppe hinauf. Vor dem ihm bekannten Zimmer machte er Halt. Es rührte sich nichts. Er klopfte leise. Keine Antwort kam auf das freundliche Zeichen.

Herrgott im Himmel, dachte er. «Er hat es doch getan.» Und der Mann ohne Phantasie sah ein blutbeflecktes Bett, geschlossene Augen und den Revolver in der Hand eines Toten. Langsam öffnete er die Türe. Ruscht schlief. Einen Arm hielt er ausgestreckt auf dem Bett und behaglich lag sein grosser und wirksamer Kopf in den Kissen. Er fuhr auf, als er Schritte hörte.

«Bin ich fort? Wieviel Uhr ist es? fragte er verwirrt. Da sah er den Besucher. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

«Ich gehe mit dem nächsten Zug», stammelte er. «Ich muss mich verschlafen haben. Ich muss vergessen haben den Wecker zu stellen. Ich tue es dennoch. Ich fahre noch heute morgen.»

«Das lassen Sie bleiben, Ruscht. Das sind Dummheiten, zu denen Sie nicht mehr jung genug sind. Briefe, wie den von gestern, schreiben Sie aber keine mehr. Das verbitte ich mir.» Hilflös nickte Ruscht.

«Hat sich Fräulein Beatrix erschreckt?» fragte er. Und erblasste dabei. Dubois sah es.

Erschreckt? fragte er erstaunt. «Im Gegenteil! Sie hat mich beruhigt. Sie behauptete, dass Leute, die ihren Abschied aus dem Leben anzeigten, ihren Entschluss nie ausführten.»

«Sagte sie das?»

«Jawohl, das sagte sie, und hat wieder einmal mit ihren intuitiven Einfällen recht gehabt. So, und nun kommen Sie mit mir zu einem Frühschoppen und erzählen mir, was Ihnen über die Leber gelaufen ist. Vielleicht kann ich Ihnen helfen?»

Ruscht lehnte ab, tief beschämt und tief verletzt, verzweifelt im richtigen Gefühl, dass er sich lächerlich gemacht habe. Dubois sah den wechselnden Ausdruck auf seinem Gesicht und verabschiedete sich in der Ueberzeugung, dass Ruscht seinen Vorsatz nicht ausführen werde.

Als Dubois fort war, leerte Ruscht den Koffer und stiess ihn mit einem Fusstritt in eine Ecke, warf Kleider und Schuhe in Schrank und Kommode zurück und die Familienbilder hintendrein.

Nie wieder würde er sich vor Beatrix sehen lassen, nie wieder würde er das rote Haus im grünen Gras betreten. Das Haus mit der Lorbeerlaube. Es war alles aus und musste aus bleiben.

Nachdem der Versuch, sein Leid zu überwinden durch eine Flucht aus dem Leben, kläglich misslungen war, suchte Othmar Ruscht einen andern Weg. Er wollte die Stadt verlassen, neu beginnen, um sich den Turm zu erbauen, von dem aus er hinunter und ins Weite würde schauen können. Hier konnte ihm nichts mehr gelingen, nachdem Asche auf sein Haupt gefallen war und die Tore zugeschlagen.

Er tat sofort die ersten Schritte. Es traf sich gut, dass ein Termin abgelaufen war und er kurz vor dem Datum stand, das ihm erlaubte, seinen Posten aufzugeben. Klug und mit grosser Menschenkenntnis brachte er seinen Entschluss vor, und hatte auf jeden Einwand wohlbedachte Antworten. Er versprach — das war die grosse Klippe — eine gewisse Zeit grossen Opernvorstellungen auch weiterhin beizuwohnen und sie einzuführen. Er versprach überhaupt einzuspringen, wenn es notwendig werden sollte, denn es war nicht leicht, sofort einen passenden Nachfolger für das durch ihn verwehnte Publikum zu finden.

Jedoch es gelang. Mit heimlich verwässerten Segenswünschen einerseits, und heimlich sehr gelangweilten Beteuerungen des Bedauerns andererseits, nahm Othmar Ruscht Abschied von Redaktion, Theaterdirektor und seinen Gönnern. Seine Schüler entliessen ihn mit einem studentisch angehauchten Fest- und Trauerabend, und es regnete Geschenke, öfters aus Briefumschlägen bestehend, die verheissungsvoll knisterten.

Es stand ihm nur noch der Abschied von der Familie Dubois, von Beatrix bevor.

Es kostete ihn eine Nacht ohne Schlaf, so schwankte er hin und her zwischen dem Wunsch, Beatrix noch einmal zu sehen, und der Scham, ihr nach seinem verfehlten und voreilig angekündigten Schein-Abschied aus dem Leben, wieder zu begegnen. Wie meistens, endete dieser unsichtbare Kampf damit, dass er den Weg ging, den er gehen wollte. Er machte sich auf. Herzlich, mit ausgestreckter Hand begrüsst ihn Frau Susanna. Kein Wort fiel, das ihn hätte verletzen oder beschämen können. Sie stand unter der Türe und ging nun langsam der Lorbeerlaube zu, Othmar Ruschts Abschiedsschmerz steigend, Beatrix kam. Auch sie begrüsst den Scheidenden auf das natürlichste. Er hielt ihre Hand einen Augenblick fest, und liess sie rasch fallen. Er musste sich zusammennehmen, um keinen Preis sollte man Tränen in seinen Augen sehen. Heimlich brach er einen kleinen Zweig des Lorbeers, und steckte ihn in die Tasche.

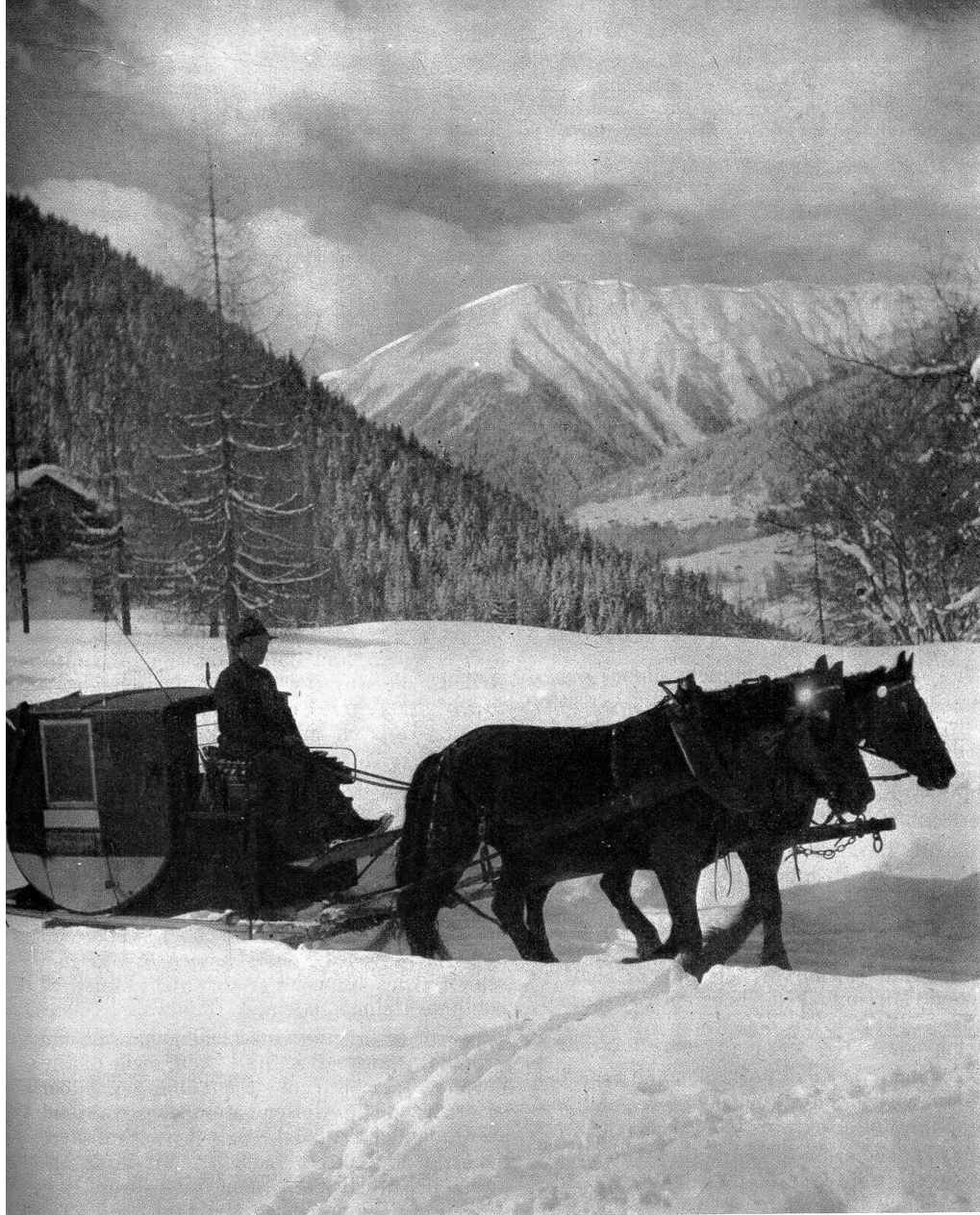
«Leben Sie wohl, Wanderer in der Wüste», sagte Beatrix.

«Das haben Sie richtig herausgefunden. Bé. Ja, ein Wanderer in der Wüste! Leben Sie wohl.»

Rasch ging er, ohne sich umzusehen und verliess das Haus, das für ihn Himmel und Hölle gewesen.

Zweiter Teil

Nicht ins Blaue war Othmar Ruscht gerüst. In seiner Ledermappe lagen kostbare Briefe, Zeugnisse, Empfehlungen, Beweise



Einsame Fahrt

PETER KILIAN

Feiner Schnee wie Himmelsflaum,
tief beglückend, frohes Gleiten.
Weiss ist Weide, Busch und Baum,
weiss sind rundum alle Weiden.

Und ich zeichne meine Fährte
in das Kleid der Einsamkeit,
fühle nicht des Winters Härte,
nicht mehr diese Last der Zeit.

Meine Kufen knirschen leise
und die Flocken fallen still.
Lautlos wirbelnde Winterweise,
märchensanftes Flockenspiel.

seines vielseitigen Könnens. Er hatte begeisterte Mahnungen, handschriftliche Bitten an den Adressaten, den Mann, der sie brachte, gut aufzunehmen. Es wurde vielfach ersucht, Ruscht zu einer würdigen Existenz zu verhelfen.

Wiederum waren ihm Adressen von guten Kosthäusern und Pensionen, ja von Familien übergeben worden, die ihm allein dadurch, dass er dort wohnte und empfangen worden war, eine Empfehlung sein konnten.

Unten in seinem Koffer lagen die für ihn wichtigsten Dokumente: Alle die begeistert

aufgenommenen Besprechungen und Essays, die vollendeten Spiegelungen des Gehörten und Geschauten, die, das wusste er, ihm den Weg, den er bisher mit Glanz gegangen, weiter beleuchten würden.

Gerichtet waren sie an die Redaktoren der verbreitetsten Schweizer Zeitungen, und eine befriedigende und eifrig bejahende Antwort war ihm bereits von zwei Seiten zugegangen.

Sie lag prahlend auf seinem Schreibtisch unter dem kleinen, porzellanenen Barocklöwen, den eine ideal gesinnte Bewunderin

ihm einst verehrt und den sie roh dem kleinen Glashaas entrissen hatte, in dem der gutmütige Wüstensohn lange Jahre sich gelangweilt hatte.

Im Augenblick, schrieb der eine der Redaktoren, sei nur Gelegenheit zu ausser der täglichen Ordnung liegenden Beiträgen. Doch sei die Frage bereits von interessierter Seite erörtert worden, ob nicht — wie vorauszu- sehen — der augenblickliche Inhaber des Portefeuilles für Kunst und Literatur seine Stellung wegen hohen Alters bald aufgeben und einem würdigen Nachfolger Platz machen werde.

Der richtige Zeitpunkt, um aktiv vorzugehen, werde Herrn Ruscht rechtzeitig mitgeteilt werden. Man kenne seinen Ruf, auch manche seiner Arbeiten und schätze sie demgemäss.

Als sei dieses reine, weisse Papier aus purem Gold gemünzt, so sorgsam und gleichzeitig erlöst, legte der Besitzer es in eine geheimnisvoll zu öffnende Kasette. Sie war mit runden, drehbaren, messingenen Plättchen versehen, die verschiedene Buchstaben und Zahlen trugen. Kannte man das geheime Wort und drehte man richtig, so wirkte diese Handlung als «Sesam tu dich auf» und wie durch Zauber lag der Inhalt der Kasette offen da.

Othmars Kasette öffnete sich durch die Buchstaben M. E. I. N. Dieses «Mein» deutete aber nicht etwa auf den Inhalt des Behälters. «Mein» war das Wort, das kein Zauber Othmar hatte verschaffen können. Das Wort, das er nie hatte sagen dürfen, das ihm niemand hatte sagen wollen. Das Wort, das nicht zu seinem Sesam geworden war. Nun war es der Schlüssel zu Empfehlungsschreiben und ein paar Obligationen geworden, dies süsseste Wort und begehrteste. —

Ruscht begann sein Leben zu formen. Er sass seine Empfehlungsschreiben ab, elegant gekleidet, wohl vorbereitet, aufmerksam die Richtung erspähend, nach der die Denkweise der jeweiligen Mäzene deutete.

Er machte Besuche bei den Familien und drehte auch da, vorläufig ohne irgendeine andere Absicht als die, wohllempfangen zu werden, den Mantel seines regsamen Geistes nach dem Winde.

Er gefiel. Er wurde eingeladen. Er erkundigte sich nach allen gesellschaftsfähigen Vergnügen und machte eifrig mit.

Langsam wurde er mit dem innern und äussern Leben der Stadt bekannt. Mit seiner grossen Auffassungsgabe blieb ihm nichts geheim. Ausserdem wurden ihm Zettel in die Hand gedrückt, auf denen Strasse, Hausnummer und Namen bunt beleuchteter, von Unabhängigen sorglos, von Abhängigen heimlich aufgesuchter Vergnügungslokale gedruckt waren. Er liess sich belehren.

Dass es in der Stadt am See nicht eben so feine, interessante und eben so geheime Salons geben sollte wie in der Stadt am Rhein, schien ihm kaum wahrscheinlich.

Es dauerte denn auch nicht lange, bis ihm eine goldgeränderte Einladungskarte in die Hand gedrückt wurde. Er ging hin — was oder wer hätte ihn gehindert — spielte und gewann. Er wurde Stammgast.

In den grossen Cafés, zu denen es Ruscht besonders zog, verkehrte die Welt der Bühne, die Schriftsteller, die Musiker, die Maler. Er zog seine brausenden Register, sprühte von Geist und bald staunte man ihn an, und sein

vielseitiges und gründliches Wissen auf allen Gebieten, das selten versagte, tat die übliche Wirkung.

Er wäre auch ernstesten Gesprächen nicht ausgewichen, doch wen verlangt es im Kaffeehaus darnach, in die Tiefe zu gehen?

Es werden jedoch im Kaffeehaus wichtige Bekanntschaften gemacht, liebenswürdige Freundschaften angeknüpft, Fäden gesponnen, die sich verdichten können, Gespräche eingeleitet, die, unmerklich geführt, gewünschte Ziele erreichen und oft wichtige Versprechungen oder wenigstens folgen-schwere Hinweise hervorrufen. Bald gehörte Ruscht zu den bekannten und markanten Besuchern des Cafés Benjamin, des grössten der Stadt.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis er als Hilfslehrer an einer nicht staatlichen, aber sehr bekannten Schule eingestellt wurde für Latein und Griechisch. Privatstunden füllten bald seine Tage aus, so dass er angenehm, wenn auch nicht unbegrenzt angenehm, leben konnte.

An Beatrix suchte er so wenig wie möglich zu denken. Die Nachtstunden, in denen der Mensch schmerzlichen Einsamkeits- und bitteren Sehnsuchtsgedanken ausgeliefert ist, übertölpelte er, verjagte er, erwehrte er sich ihrer mit Waffen, die ihm reichlich zur Verfügung standen. Keine Nacht, in der er nicht todmüde einschlief. Kein Aufwachen, dem er nicht, kaum aufgewacht, mit Lesen, Studieren, Repetieren, Korrigieren zuleibe ging.

Ihm graute vor dem Schmerz, den jeder Gedanke an die so sehr Geliebte rief. Er fürchtete sich vor der Sehnsucht, die ihn wie mit Seilen herausriss aus der Betäubung des Alltags mit seinen allzudicht, ja vollbesetzten Stunden. —

Von Frau Susanna kamen freundliche Erkundigungen nach seinem Leben. Sie wollte wissen, was er treibe und wie es ihm gehe.

Ein paar Wahrheiten erzählten Ruschts Briefe an sie, und ein paar Lügen mischte er dazwischen, nicht ohne sich deshalb ebenso zu schämen, wie sich zu sagen, dass es ja anders nicht gehe, wollte er nicht ihre Freundschaft verlieren.

Von Beatrix kam kein Zeichen. Wie sollte das möglich sein nach dem Geflüster in der Lorbeerlaube, sagte sich Othmar bitter.

Dieser schmerzhafteste aller Augenblicke brannte noch, heftig wie nur je. Darum heraus mit den Betäubungsmitteln, mit Arbeit und Vergnügen, mit Trinken und Spielen, mit Kreuz und Quer. Freude war auch da keine dabei, doch musste es sein. Verkümmern, verfaulen, vertrocknen wollte Ruscht nicht. Dazu war er sich zu gut.

In der angesehenen Familie des alten Fräulein Rosa Hösslin, in der Ruscht lebte, dicht beim Theater und mit Blick auf den See, den blauen, ruhigen, auch oft schalkhaft tobenden, schimmernden und tödlich grauen, lebte eine Verwandte. Etwas hereingeschnitten, nicht ganz legal zu den alteingesessenen Hösslins passend. Von der Mutter her mit

ein paar Flecken — nicht alle sahen sie — behaftet, aber von der alten Dame beschützt, war sie eine junge Sängerin, die schon zum zweiten Male vom Stadttheater verpflichtet worden war.

Sie war mässig hübsch. Sie war nicht übertrieben geachtet, Sie war nicht besonders jung und auch ihr Sopran war nicht erschütternd. Aber ihre Stimme war gut und solid, ihr Benehmen recht anständig und ein Vermögen, von der Mutter hinterlassen, klein aber ausreichend, gestattete ihr, sich auf bürgerlichen, geraden Bahnen zu bewegen. Wer nicht nach Pikantem verlangte, nicht genug Geist besass, um ihn bei ihr zu vermissen und dessen Ideal nicht die Zartheit Boticellis war, dem gefiel sie.

Es war mit andern Worten ein Mädchen zwischen viel und gar nichts in allen Dingen. Sie war auch, wie man bald merkte, niemals launisch, war nachgiebig und konnte schweigen, wenn man ihr etwas auseinandersetzte. Eine Tugend, die gar nicht genug geschätzt werden kann.

Leider war man aber nicht immer sicher, dass sie das Gehörte auch richtig begriffen habe. Sie verstand es, da sie einfach und natürlich war, dies zu vertuschen. Ja sagte sie lieber als Nein, weil letzteres schwerer zu begründen war. Mit einem klaren Ja waren stets alle ihre Bekannten zufrieden.

Alles in allem genommen war sie ein Mädchen, mit dem gut zu leben sein musste. Ganz besonders für jene Art Menschen, die jemand brauchen, der zuhört, weil sie selbst gerne reden, und die selbst Geist und Einfälle genug besitzen, um sie bei anderen nicht zu suchen. Mit einfachen, ehrlichen Worten: Die lieber selbst glänzen, als zusehen, wie andere darum bewundert werden.

Bis heute hatte es noch niemand erproben wollen, wie es sich mit einer Lebensgefährtin, wie Nini Möller es war, leben lasse.

Ein paar harmlose kleine Liebesabenteuer — die Harmlosigkeit war meist auf der männlichen Seite — wirkten sich bei der weiblichen anders aus. Jedoch mit ein paar Tränen, mit ein paar Klagen im Tagebuch — in Purpursamt gebunden und mit den Initialen N. M. — mit ein paar Schubertliedern, die sie übrigens gar nicht übel sang, und mit dem Umschau nach Ersatz, hatte sich die Betroffene noch stets trösten können.

In die Tiefen der Leidenschaft waren Nins Gefühle nicht getaucht worden, sie hätten sich auch auf alle Fälle rasch wieder zur Oberfläche zurückgefunden, wenn ihnen je das halsbrecherische Hinabtauchen eingefallen wäre.

So sass sie, denn, die brave Nini Möller, bei Fräulein Rosa Hösslin und spielte jeden Tag nach Tisch Karten mit ihr. Sie sang auch, wenn es verlangt wurde: Kommt ein flotter Bursch gegangen, blau von Augen oder braun . . . oder: Mädele, ruck, ruck, ruck . . . mit Variationen. Oder aber in Zeiten der Ebbe: Verlassen, verlassen, verlassen bin i . . . wie der Stein auf der Strassen so einsam bin i . . . Sie hatte stets Erfolg, so oder so, und fühlte es heraus, wie die Stimmung dessen war, der sie um ein Lied gebeten hatte. Danach richtete sie sich, was die Auswahl der Lieder betraf.

Hie und da ging sie ins Grosse. Sie sang dann Beethovens Adelaide. Da sie aber damit weniger Beifall erntete als mit dem Steinauf-der-Strasse-Lied, liess sie Adelaide fallen.

Dieses angenehme, freundliche Fräulein, wurde von Othmar Ruscht zu seiner seelischen Ruhebank erkoren. Sie war dazu wie geschaffen. Sie war eine sogenannte ehrliche Haut. Dieser Begriff verspricht Ruhe, und die suchte Othmar für sein Leben und vor allem für sein Herz.

Instinktiv merkte das Nini — einen unpassenderen Namen hätte man ihr bei der Taufe nicht beilegen können — fühlte es, und hörte mit aufgeschlagenen Augen zu, wenn er hastig und allzusehnell erzählte. Sie wurde nie ungeduldig und unterbrach ihn nie.

Das Verhältnis zwischen den beiden wurde ein freundliches. Er lieb Fräulein Möller Bücher, und sie las sie nicht. Sie nähte ihm Knöpfe an, und die hielten nicht.

Später, als sie sich besser kannten, schenkte er ihr Karten zu Konzerten und Theater, und sie flickte ihm die Strümpfe, leider aber so, dass ihm die Wollenarben beim Gehen störten.

Er bewunderte sie um ihres ruhigen Zuhörens willen, und sie ihn um sein gewandtes Reden. Sie war für ihn, kulinarisch ausgedrückt, Sauerkraut mit Speck, und er für sie Wiener Gulasch mit Paprika.

Othmar Ruscht bedeutete sie ein freundliches Stück Alltagsleben, Fräulein Nini Möller als Frau genommen, blieb ihm gleichgültig. Ach Gott, wie gleichgültig!

Immer noch verging kein Tag, ohne dass er an Beatrix denken musste, nicht wollte. Es brauchte ihn nur eine aufblitzende Erinnerung zu streifen. Immer noch wachte er nicht ohne bedrückende Sehnsucht auf und schlief nicht ein, wenn er sich nicht künstlich betäubte ohne quälendes Heimweh.

Je öfter er mit Nini zusammen war, um so heller glänzte Bés Bild. Ach, ewig quälte ihn die Frage, warum sie nur ihm gegenüber so ernst und abweisend gewesen, während sie alle andern entzückte mit ihren Einfällen, Scherzen und ihrem Lachen? Mit ihrer anmutigen Natürlichkeit, dem Spiel ihrer Glieder, ihrem Wuchs, ihren Händen.

Warum nur? Warum nur um Gottes willen war er ihr so zuwider gewesen? Andere Frauen bewunderten ihn. Frau Susanna war er ein Freund geworden, obwohl sie alles von ihm wusste.

Warum hasste ihn Beatrix? Ach, Hass! Hass lässt sich überwinden, aus Hass kann Liebe werden; aber gleichgültig war er ihr. Warum achtete sie ihn nicht?

Ein halbes Jahr später hatte Othmar Ruscht sich mit Fräulein Nini Möller verlobt und bald darauf verheiratet. Er spielte nicht den feurigen Liebhaber. Aber er war ein Menschenkenner, und zwar ein geschickter. Er wusste mit wenig Aufwand an Zärtlichkeit den Schein zu wahren und hielt sich an die Höflichkeit, dies wunderbare Binde- und Hilfsmittel anständiger Eheleute.

Seine Frau war selig. Seine Aufmerksamkeiten beglückten sie. Der Abstammung von Gretchen, Othmars geistiger Mutter, dankte sie es, dass er auch gutmütig war und nicht gerne — ausser mit der kritischen Zunge — wehe tat. Armen Menschen gegenüber war er sogar warmherzig. Lief ihm Mephisto nicht über den Weg — gütig.

Doch war es niemand anzuraten, eine Wette einzugehen, die Othmar Ruschts Charakter betraf. Keiner der Wettenden hätte Recht behalten oder beide.

(Fortsetzung folgt)

NBZ am Sonntag

Zur Sonntagsunterhaltung bringt der Vater die illustrierte NBZ am Sonntag seiner Familie heim. Alle Familienglieder lesen sie mit Vergnügen — nicht zuletzt der Vater selbst